

Unterhaltungsblatt  
als Beilage zur Preßburger Zeitung.

zu No 57.

Warum geht man in Gesellschaft.

Tausende besuchen tagtäglich Gesellschaften und fragen sich nicht um die Absicht, warum sie sich mit Andern in Gesellschaft befinden. Die Zeit zu tödlen, ist ein ehrloses Geschäft; die Zeit zu vertreiben, mag Kindern anstehen, entehrt aber Männer; sich zu vergnügen, ohne einen höhern Zweck dabey zu haben, gestattet weder Pflicht, noch Zeitumstände. Was will man denn also in Gesellschaft? Was der Mensch vornimmt, das muß auf die Cultur seiner Kräfte abzielen; er bedarf der Mündigkeit des Geistes, um sein Leben mit Ehre zu durchleben; er braucht Freyheit und Selbstständigkeit, um nicht ein Slave der Menschen oder der Dinge zu seyn; er soll selbst denken und entschlossen handeln und alles dies vermag er nicht, ohne eine hohe Bildung des Geistes. In Gesellschaften sprühen Geistesfunken; diese zünden hier und dort und das Geistesfeuer flammt in die Höhe, sobald er die Empfänglichkeit des Gemüths dazu in sich nicht ausfüllt. In der Unterhaltung werden Seiten an den Menschen und Dingen heraus gehoben, die der einsame Denker nicht gewahr wird; es werden Ansichten eröffnet, welche der Einzelne leicht übersieht; es werden Gedanken hingeworfen, die in einem empfänglichen Gemüthe oft herrliche Früchte tragen. Cultur des Geistes ist also der Zweck des Besuchens von Gesells-

schaft, die Cultur ist es, warum man sich mit Andern unterhält.

Einer Nation steht bisweilen eine Gabe ohne Mühe zu Gebote, welche die Andere sich bloß durch Fleiß und Anstrengung zu eigen machen kann. Der Deutsche weiß nicht zu reden; will er sich die Geschicklichkeit erwerben, seine Gedanken mit Deutlichkeit, Ordnung und Gewandtheit vorzutragen, so hat er große Übungen nöthig. Weil die Deutschen so wenig zu reden wissen, so hat man sie oft für geistleer gehalten. Die Gesellschaft ist eine vortreffliche Übungsschule im Reden; wer sorgfältig überlegt, was er sprechen will, und wer weder Zeit noch Mühe im Sprechen scheuet, der erlangt nach und nach eine grosse Fertigkeit im Reden. Alles kann der Mensch werden, wozu die Anlage in ihm liegt und die Natur gab ihm die Sprachfähigkeit, damit er ein geschickter Redner werden sollte. Die Deutschen sollten es sich daher vorzüglich angelegen seyn lassen, sich im Reden zu üben, weil durch die fertige Sprache mancher Gedanke hervorgerufen wird, der sonst ewig in der Seele geschlummert haben würde. Gedanken sind die Mütter grosser Thaten und Heldenthaten sind die Träger und Erhalter einer Nation.

## D e r B a r t .

Ein starker Bart ist ein Zeichen der Kraft des Mannes; unsere Vorfahren legten einen hohen Werth auf einen großen Bart und ein Mann ohne Bart war der Gegenstand des Spottes seines Geschlechts. In Frankreich und in Deutschland erlitten die Bärte in den drey letzten Jahrhunderten viele Veränderungen. Im J.

1521 bestürmte der König von Frankreich Franz I. mit andern jungen Herrn vom Hofe die Wohnung des Grafen von St. Pol mit Schneebällen, mit denen sich der Graf und seine Gehülffen wieder gegen die Belagerer vertheidigten. Zum Unglück ergriff Einer der Belagerten ein Stück Holz und traf den König damit so an den Kopf daß er sich sein Haar abschneiden lassen mußte. Diese Operation veranlaßte den König in der Folge das Haupthaar stets kurz zu tragen, den Bart hingegen wachsen zu lassen. Ganz Frankreich ahmte sogleich dem Könige nach und lange Bärte wurden allgemein Mode. Diese Mode dauerte bis auf Heinrich IV. und Ludwig XIII., wo man anfieng, den Bart immer abzurzen und das Haupthaar so zu verlängern, daß endlich die Natur keine so langen Haare mehr gab, als die Männer verlangten. Dies gab die Veranlassung zu der Erfindung der Perücken.

Alle Sünstlinge Heinrichs III. trugen noch lange Bärte. Unter Heinrich IV. stuzte man sie zuerst ab und trug sie unter dem Sinn drey Finger lang in Form eines Fächers, welchen Bartfächer ein langer, nach beyden Seiten auslaufender Laßenartiger Schnurbart, entsprach. Den Bart färbte und schmierte man mit allerley wohlriechenden Pommaden ein, wodurch man demselben auch eine beliebige Farbe gab. Ehe man zu Bette gieng, frisirte man den Bart und salbte ihn ein, und damit er in der Nacht nicht in Unordnung gebracht würde, steckte man ihn in eine besondere Art von Beuteln. Endlich verschwand in Frankreich der Stabart gänzlich und man behielt bloß den Stuzbart bey, unter dessen verschiedenen Formen die sogenannte Königliche unter Ludwig XIV. am längsten Mode blieb.

Will man den Zustand der deutschen Bärte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kennen lernen, so darf man nur folgende Stelle Philanders von Sittenwalde lesen: „da deine ehrlichen Vorfahren, sagt Einer der alten deutschen Helden, welche redend eingeführt werden, wenn du anders eines deutschen Mannes Sohn bist, es für die größte Zierde gehalten haben, so sie einen rechtshaffenen Bart hatten, so wollet ihr den Wälschen unbeständigen Narren nach, alle Wochen eure Bärte besetzen und bescheren, ja alle Tage und Morgen mit Eisen und Feuer peinigen, foltern und martern, ziehen und zerren lassen; jetzt wie ein Zirkel-Bärtel, jetzt ein Schnecken-Bärtel, bald ein Jungfrauen-Bärtel, ein Deler-Bärtel, ein Spitz-Bärtel, ein Endten-Wedel, ein Schmah-Bärtel, ein Zucker-Bärtel, ein Türkenbärtel, ein Spanisch-Bärtel, ein Itallenisch-Bärtel, ein Sonntag-Bärtel, ein Oster-Bärtel, ein Lill-Bärtel, ein Spill-Bärtel, ein Stuß-Bärtel, ein Cruz-Bärtel u. s. w. In unsern Zeiten hat man an den Federn erkennen lernen, was es für ein Vogel war, am Barte, was für ein Mann da war. Wie wollt es heute immer möglich seyn, da, je älter Einer wird, je mehr er seinen Bart stußen und stinlen läßt, und also die Welt und das jugendliebende Frauenzimmer überreden und bethören will, ob er ein Junggefell oder Jüngling wäre.“

### Blicke in die Vergangenheit.

Es groß auch eine Anstrengung der Menschen ist, sobald sie nicht mit der Weisheit und Gerechtigkeit übereinstimmt, wovon die Erste der Leiter, die Andere der Erhalter der Dinge ist, so wird sie früher oder später

vernichtet. Gewaltige Kämpfe zeigt uns die Vergangenheit, allein da sie gegen die Vernunft vertrießen, so ist jede Spur von ihnen verschwunden, wie die Spreu vor dem Winde.

Der Mensch ist der Endzweck der Welt; was geschieht, das muß auf die Ausführung der Absichten abzielen, deren Anlagen in seine Natur gelegt sind. Nichts bleibt daher dasselbe; alles schreitet zum Bessern fort, und alles vervollkommt sich, weil dies ein Vernunftgebot ist, welches höher und mächtiger als alles Irdische ist. Wer den Weltlauf versteht, und wer die Würde seiner Natur kennt, der wird immer auf das Ziel losarbeiten, das der Zweck seines Lebens ist. Die Wissenschaften sind daher einer steten Vervollkommnung fähig; dies geschieht theils durch Vervollständigung der Materialien, theils durch Verdeutlichung und Vereinfachung ihrer Anordnung. Nicht Dunkelheit, nicht Verworrenheit der Begriffe bringt die Wissenschaften weiter, sondern Klarheit, Ordnung und Popularität. Alles, was der Mensch wissen kann, beruht auf wenigen Gesetzen; kennt er diese und weiß er dieselben allenhalben geschickt anzuwenden, so kann ihm die Wahrheit nicht entfliehen, die er aufsucht. Dem Wahren ist der Sieg bestimmt über den Irrthum; das Recht triumphirt über das Unrecht und die Freyheit über den Despotismus. So verstrickt die Vorwelt im Irrthume, und so gefesselt in Sklaverey sie auch war, so überwand die Nachwelt doch ein Hinderniß nach dem Andern, welches die Herrschaft der Vernunft aufhielt.

Wer für das Beste der Menschheit Großes that, der trägt einen ehrenvollen Namen bey der Nachwelt. Mag einen Frevler die Vorwelt vergöttert haben, die Nachwelt zertrümmert den Sözen und Brandmarkt sei-

nen Namen mit ewigem Kluge. Die Nachwelt richtet gerecht, weil sie die Vornwelt ohne Leidenschaft betrachtet; sie giebt der Wahrheit die Ehre, welche ihr der Uberglaube oder die Gewalt vormals entriß.

Leiden und Ungemach sind die Schule, in welcher das Menschengeschlecht zur Mündigkeit erzogen wird. Je mehr es die Selbstständigkeit und Aufklärung erringt, desto geringer wird die Anzahl der Uebel, welche ihm sonst zugesandt wurden. Die Kriege hören auf, weil sie größtentheils ungerecht sind, und zugleich zu kostspielig sind, als daß ihre Bürde ein Staat auch nur auf eine kurze Zeit ertragen könnte. Die Freyheit und Gerechtigkeit werden das herrschende Princip der Regierungen und die Wohlthätigkeit der Staatsverbindung offenbart sich erst in der Größe, in welcher sie sich zu zeigen von jeher bestimmt war.

Die Nachwelt würdigt seiner Aufmerksamkeit bloß das Heilbringende für die Menschheit, das Große und Gute, und wendet ihren Blick von allen den kleinen Leidenschaften weg, welche oft ein ganzes Zeitalter in eine Art von Raserey versetzt haben. Durch eine solche Ansicht der Dinge wird die Vernunft bekräftigt und die Vorsehung gerechtfertigt.

### Ueber Gesellschaft und fetne Lebensart.

Der Mensch wird der Abdruck derjenigen, mit denen er den meisten Umgang hat. Wer mit niemand als mit einfältigen Menschen verkehrt, der wird selbst dumm. Geist erweckt Geist, Wiß lockt Wiß hervor und der Umgang geistreicher Männer macht scharfsinnig. Jeder

Mensch spiegelt also seine Umgebungen wieder, und der aufmerksame Beobachter erräth sogleich die Art des Umganges, in welchem jemand mit Andern steht.

Viele Leute bringen ihr Leben in der großen Welt zu, ohne feine Lebensart zu besitzen, weil die sogenannte große Welt selbst dergleichen nicht hat. Die feine Lebensart läßt sich besser fühlen als beschreiben. Ein gewisses sicheres Gefühl sagt uns, wie wir uns gegen Andere und wie sich Andere gegen uns zu benehmen haben.

Der Mangel an Lebensart macht oft den Umgang mit Personen unerträglich, ob es diesen schon nicht an Geiste fehlt. Je kleiner eine Gesellschaft ist, desto un- ausstehlicher sind Leute ohne Bildung und Geschmack. Thoren Ungebildete sind nur in einer großer Gesellschaft erträglich.

Die unerträglichste Person in einer Gesellschaft ist leider oft diejenige, welche die größte Rolle in derselben spielt. Dhlängst machte man einer geistreichen Dame in einer Gesellschaft den Vorwurf, daß sie nur in sehr wenigen Gesellschaften gefalle. Was soll ich thun? fragte sie. Steht es in meiner Gewalt, Thoren an mir Geschmach finden zu lassen?

### Das Schwesterpaar.

Zwey Schwestern giebt es hoher Art,  
nur Eiaem sind sie unterthan;  
den beyden Schwestern hoch und zart  
zu üben übergeben ward  
des Schicksals Plan.

Sie wandeln liebend Hand in Hand,  
doch scheinen sie der Welt sich Feind;  
sie schreiten frey von Land zu Land  
und Allen sind sie wohlbekannt,  
was lacht und weint.

Die Erste waltet sonder Pracht;  
wild brausen Schrecken vor ihr her;  
sich flüchtet zur Mutter Nacht  
die Ruh vor ihrer Göttermacht  
und stöhnet schwer.

Die Andere prangt in Edelstein  
und was uns schaft noch wohlgefällt;  
es winkt zum Tanz ihr Stab von Wein  
und ihr weht sich zum Altar ein  
die ganze Welt.

Doch sind sie nicht einander Feind,  
sind beyde fromm und beyde gut —  
obs auch dem Menschen fremd erscheint,  
sind sie doch himmlisch-treu vereint  
in Liebesgluth.

Einherzig zeigen sie dir an,  
des Lebens schönen Unbestand;  
ein bessres wird dir aufgethan,  
sie leiten auf des Wechsels Bahn  
zum ew'gen Lohn.

Ein stilles Heil ist beyder Ziel,  
und Jede nimmt an Jedem Theil.  
Was nicht ertrug der Zwayten Spiel,  
bald in der Erste Arme fiel  
zu seinem Heil.

Dort schaut sie mein ergriffner Sinn —  
Welch Knäblein reicht dem Schwesternschoos  
die zweyte Trennungsküssend hin?  
„Es ist, die Kraft! Da zieh du ihn  
zum Manne groß.“

Und immer weiter Hand in Hand  
von Volk zu Volk, von Jahr zu Jahr;  
hier zieht es laut, dort unerkannt,  
und Glück und Unglück wirds genannt  
das Schwesternpaar.

G. W. Fink.